

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Suzanne Vital
Autor: Hanhart, Dora
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hiet wird selbständige mit den entsprechenden Gliedern der andern Staaten (oder besser sozialen Organismen) verkehren. Die Beziehungen der Wirtschaft zweier Staaten werden unabhängig von den Rechtsgebieten, leitere unabhängig von den ersten entstehen. So werden Interessenzusammenhänge entstehen, welche die Landesgrenzen als unbeträchtlich für das Zusammenleben der Menschen erscheinen lassen. Das gleiche gilt für das geistige Leben, gilt selbst für die eigentlich nationalen Gebiete des Geistes (Sprache, Volkstum); denn sie werden mit denen anderer Länder nicht in Konflikt kommen, wenn sie nicht an Staat oder Wirtschaft gefesselt sind und sich nicht der Gewaltmittel derselben bedienen. Durch die so entstehenden vielgestaltigen Zusammenhänge entsteht ein Völkerbund, und zwar aus wirklichkeitsgemäßen Grundimpulsen heraus; er wird nicht einseitig aus Rechtsanschauungen „eingesetzt“.

Die Gliederung braucht nicht überall gleichzeitig durchgeführt zu werden; denn die Vertreter der drei Gebiete eines drei-

geteilten Staates können als einheitliche Körperschaft mit den Vertretern eines anderen noch nicht dreigeteilten Staates in Beziehung treten und in Verkehr stehen.

Steiner glaubt, daß sich durch eine frühere Dreiteilung der Weltkrieg hätte vermeiden lassen; denn was waren die kriegerischen Rüstungen anderes, als Versuche, Staatsgebilde (z. B. Österreich-Ungarn, Deutschland) in ihrer veralteten Einheitsform aufrechtzuerhalten? Durch den Krieg ist eine neue Lage geschaffen, die von den sozialen Impulsen beherrscht wird. Und zwar überall.

Diese Ideen, die aus der Wirklichkeit geholt sind, wollen Anregungen, nicht Programme sein. Mögen sie sich vielleicht auch ganz anders entwickeln, als man sich zunächst denkt, so werden sie doch den wirklichen Anforderungen der Zeit entgegenkommen. Als beachtenswerter Versuch dürften daher Steiners „Kernpunkte der Sozialen Frage“ das Interesse weitester Kreise verdienen.

Suzanne Vital.

Novelle von Dora Hanhart, Zürich.

Es ist alles ganz eitel, sagt der weise Salomon, es ist alles ganz eitel. So geschah es, daß ich ernstes Tun verschmähte, lautes Tun verachtete und weiter nichts tat, als die Stunden vergehen zu lassen. Denn alles ist eitel.

Ich tat so, manche Jahre lang. Lebte mit dem müden Gedanken der Vergänglichkeit. Und wurde darob selbst müde. So müde, wie ein Mensch es werden kann, der lebendige Kräfte tatsächlich zutode lebt. Und als es so weit war, daß das Leben wie eine graue, trostlose Sache vor mir stand, kaum mehr zu ertragen, da wußte ich, daß mich Salomons Weisheit zugrunde richtete. Ich stand im Begriff, meine Seele zu vergewaltigen, aus Hochachtung vor Ewigem und Mißachtung gegen menschliches Gesetz.

Ich lag aber eines Tages um die Morgendämmerung herum in meiner Kammer und konnte keine Ruhe finden. Ich dachte immer das eine, daß in wenig Stunden wiederum der Tag erwache.

Mich aber lockte keine Arbeit und keine Freude und kein Freund. Tränen rieselten über mein Gesicht, leidenschaftslose, trostlose Tränen, und die Hände erhoben sich nicht, sie wegzuwischen.

Es ist alles ganz eitel.

Und wie ich so lag und an den Tag dachte, wo tiefe Schwermut jegliche Hoffnung erschläge, begann vor meinem Fenster eine Amsel zu singen. Sie mußte ganz nahe sein, wohl auf dem Apfelbaum vor dem Hause; sie sang mit inbrünstiger Hingabe ihre Triller, immer die gleichen. Aber diese fargen Ansäße wühlten mich auf bis ins Innerste, und es war mir, als müßte ich auf den Boden knien und um Gnade bitten und Erlösung zugleich. Dieser kleine schwarze Vogel hatte meiner Verirrung die Grenze gesetzt.

Wohl, wohl, alles ist eitel; aber wenn der Vogel die Macht hatte, mich aufzuwühlen, vielleicht gar zu neuem Glück zu bringen, warum hat das kleine Tun des Menschen nicht auch Zweck und Ziel? Und

ich begriff, daß der Größte wie der Kleinste furchtbar bestraft wird, wenn er den Gesetzen in sich aus dem Wege geht, ja, daß er bis zum letzten Atemzuge grenzenlos zu leiden hat ungetaner Dinge wegen. Ich begriff, daß ich meine kleine Geschichte schreiben muß, um mein pochendes Herz zu beruhigen, ungeachtet der größten aller Weisheiten: Und siehe, es ist alles ganz eitel.

* * *

Noch heute, nach vielen Jahren, spüre ich einen eigentümlichen Schmerz, wenn ich an all diese vergangenen Dinge denke. Es gibt Menschen, die das Bleigewicht der Vergänglichkeit erst dann empfinden, wenn sie sterben müssen. Und wieder andere, die mit jedem werdenden und vergehenden Tag sterben und tausend Tode erleiden, ehe sie zu Staub und Asche werden.

* * *

Ein seltsamer Zufall. Heute, wo ich im Begriff stehe, letzte Abrechnung zu halten mit Gewesenem, bekomme ich einen Brief aus unbekannter Hand. In meinem Alter bekommt man keine fremden Briefe ohne Bedeutung. Ich öffne ihn. Mit knappen Sätzen wird mir mitgeteilt, daß Suzanne Vital gestorben sei. Suzanne Vital! Ein Name bloß für Außenstehende, Schicksal für mich. Warum weine ich nicht? Warum wirft der Sturm mich nicht zu Boden? Meine Tränen für Suzanne Vital wurden schon lange geweint. Ich habe um sie getrauert vor Jahren schon. Sie ist tot. Ich ertappte mich auf einem seltsamen Gefühl. Ich möchte es Befriedigung nennen darüber, daß das ewig suchende Geschöpf der großen Ruhe verfallen ist. Kein Mensch schaut mehr ihr Lächeln noch ihre Tränen. Sie ist tot. Die flutende Bewegung auf ihrem Gesicht ist für immer erstarrt. Vielleicht habe ich die Feder zur Hand genommen, als sie den letzten Atemzug tat. Was aber hat mich so mit Allgewalt dazu gedrängt? Hat mich ihre scheidende Seele nochmals begrüßt? Wollte sie nicht gehen, ohne Abschied zu nehmen? Suzanne Vital, deren Sterben ich durch Unbekannte vernahm, war meine Frau.

* * *

Es hat mich Zeit meines Lebens erstaunt, wie Menschen gedankenlos über die Ehe reden können. Mir erscheint sie größtes Mysterium, heute noch. Die plumpen Gewöhnung vieler Ehen ist wie ein Festsaal voll verwelkter Blumen und verstaubter Möbel. Wie ist es überhaupt möglich, daß uns ein geliebter Mensch zur platten Gewohnheit werden kann? Ich hatte viel über die Frage nachgesonnen, viel auch darüber mit Freunden gesprochen. Man nannte mich einen Idealisten. Warum? Ich liebe gewisse Bücher leidenschaftlich; Jahre hindurch stehn sie vor mir. Ich nehme sie immer wieder zur Hand, gleichgültig werden sie mir nicht. Wiewiel mehr aber bedeutet uns ein geliebtes lebendiges Wesen!

Die stetig hochgehende Woge unseres Wohlgefallens aneinander erwartete ich keineswegs bei meiner Verbindung mit Suzanne; aber ich wollte mir ein starkes Gefühl immer bewahren, und sollte es sogar oft eines der Abneigung oder des Schmerzes sein. Nur keine Stagnation. Meine Frau aber besaß in ihrem Wesen zum voraus die beste Hilfe gegen die Gefahren eines zu bequemen Ehedaseins; denn Geist und Herz waren im gleichen Maße anspruchsvoll.

Nach fast drei Jahren unseltenen Umherirrens ließen wir uns am Genfersee nieder. Unser Haus war eines der stilreinen, seltenen Gebäude, ein altmodisches Landhaus, das Suzannes glücklichen Augen nicht entgangen war. Es war Frühling, und mir ist, als habe ich niemals mehr einen derartigen Frühling genossen. Der See leuchtete jeden Tag in einer stillen, fröhlichen Bläue, im Garten standen wild durcheinander erblühende Blumen. In mir regten sich nach langer Zeit eine Menge Pläne, so daß ich mit dem Drängen kaum Schritt halten konnte. Durch diese Tage aber ging wie ein leuchtendes Wunder Suzanne Vital. Sie nahm von der Herrlichkeit um uns Besitz wie ein entzücktes Kind, und nie mehr ist mir ein Mensch begegnet, dessen Wesen von der inneren Glückseligkeit derart verwandelt wurde. Ihr Gesicht war in jener Zeit von hinreißender Lieblichkeit, grad als ob es von innen erleuchtet würde.

Ich schrieb damals mein erstes, größeres

Buch, schrieb mir dabei viel Schweres, Unverstandenes und Kränkendes vom Herzen. Ich mußte, um dazu fähig zu sein, eine wilde Zeit nochmals mitleben im Geiste. Aber diesmal war ich nicht allein; ich liebte einen Menschen, der nichts Besseres verlangte als teilzunehmen. Suzanne verstand es, mich zum Reden zu bringen, Fragen zu stellen, wichtige Erlebnisse neu aufzuwecken. An ihrer schönen Hand ging ich immer weiter zurück zu den halb verwachsenen Wegen meiner Kindheit; sie aber schob die wuchernden Verzweigungen zurück, legte hier eine Wurzel bloß und zeigte da auf eine schöne Blüte. Ihr Wesen stellte sie gänzlich in den Hintergrund, löschte sich förmlich aus, um die Vergangenheit, die für mein Buch bestimmend war, rund herauszuschälen. Es ist für eine Frau besonders nicht leicht, so viel Schönheit, Anmut und Geist zu verbergen. Einmal redete ich mit ihr darüber, als ich ihr nach vielen Stunden der Arbeit im Garten begegnete. Mein Herz war von Dankbarkeit gegen sie erfüllt. „Das ist selbstverständlich,“ sagte sie einfach. „Uebrigens glaube du nur nicht an zu viel Selbstlosigkeit. Dein Buch ist für mich ebenso wichtig wie für dich, und ich bin glücklich, wenn ich in geringem Maße seinem Gedeihen dienlich sein kann.“

Ich erinnere mich mit einer schmerzlichen Wehmutter an schönen Abende auf der Terrasse. Die Arbeit ruhte, wir lagen in den Stühlen unter dem dunkeln Nachthimmel und schauten auf das verglimmende Farbenspiel des Wassers. Um das Licht flogen kleine schimmernde Nachtfalter mit zarten, schön gezeichneten Flügeln. Suzanne hatte ihre besondern Lieblinge darunter, und die Märchen, die sie daran knüpfte, waren selbst lichte, traumhafte Gebilde. Sie war ein reichbegabter Mensch, der blühen konnte, ohne ängstlich auf die Früchte zu achten. Nie sah ich Spuren der Erschöpfung, die Natur hatte hier einer verschwenderischen Laune nachgegeben.

* * *

Eines Tages, es war indessen Sommer geworden, beschloß ich, eine kleine Schar Freunde einzuladen, um unsere Zurückgezogenheit zu unterbrechen. Meine Ar-

beit machte Fortschritte, und ich hatte dieser zuliebe Suzanne ungebührlich lange von allem Verkehr abgeschnitten. Sie hatte den Tisch mit Hilfe der Magd unter dem weit verästeten Kastanienbaum gedeckt. Die jungen Leute waren entzückt, lobten das Haus und den Garten und huldigten Suzanne je nach Anlage und Temperament. Sie saß zwischen uns mit einem glücklichen, hellen Gesicht. Ihre Blicke begegneten den meinen, sie hob leise lächelnd das Glas und trank mir zu. In jenem Moment war es mir, als tanzten rote Lichter vor meinen Augen; kleine, leuchtende Sonnen. Das Glück bereitete mir in seinem Uebermaß beinahe Schmerzen.

* * *

Man sprach von den gemeinsamen Studienjahren, von Professoren und Kameraden. Marcel, der eben von einer Auslandsreise zurückkehrte, erzählte von der melancholischen Schönheit der Normandie. Da er eine sehr gute Stimme hatte, begann er alte französische Volkslieder zu singen. Als die Magd kam, um das Geschirr wegzunehmen, stand der Mond voll am Himmel, und ein leiser Wind fuhr durch die Blätter der Bäume. Die erste laute Fröhlichkeit hatte sich gelegt; man lehnte sich in den Stühlen zurück, und ein schönes Gefühl des Verstehens ließ uns beinahe verstummen. Und wie es leicht der Fall ist, wenn Jugendfreunde nach Jahren sich wieder begegnen, kam auch über uns das seltsam beängstigende Wissen vom Wandel der Zeit; man spürte stärker das unerbittliche Vormärtsdrängen alles Geschehens, und unwillkürlich forschte man nach hinterlassenen Spuren.

„Wo bleiben unsere Taten,“ fragte man sich, „und unsere kühnen Träume?“ erinnerte ein anderer. Man lächelte, teils verlegen, teils spöttisch, als Henri Duval mit einer ärgerlichen Stimme rief: „Nun genug der Selbstzerfleischung, Kinder! Man könnte ja glauben, wir wären alles Gestrandete. Teufel noch mal, sind wir nicht ganz ordentliche Burschen? Haben wir uns im allgemeinen nicht mit Humor in das Narrenhaus, Leben genannt, gefunden? Ziehen wir nicht fast alle mit

Todesverachtung am Staatskarren mit? Bestreben wir uns etwa nicht, dem Lande Bürger zu geben, zum Henker, und ihr macht Gesichter, als hätten wir das Vaterland mit unserer Existenz angeschmiert!" Man lachte, die Gläser flangen zusammen. Den Gedanken an ungeschehene Taten hatte man wieder einmal begraben.

Ich hatte mich bis dahin wenig am Gespräch beteiligt. Meine Gedanken waren zum Teil bei meiner Arbeit, teils bei Suzanne, die wie ein fremdes Wesen unter uns saß. Mir schien sie trotz ihrer lächelnden Gegenwart weit weg von uns. Der Grund davon mochte im Ausdruck ihrer abgelehrten Augen liegen. Und sonderbar, auf einmal stieg es in mir wie Eifersucht auf, Eifersucht auf die Gedanken, die ich nicht erriet, und die sie von mir entfernten. Vielleicht zum ersten Mal kam es mir zum Bewußtsein, wie sie viele Jahre ohne mich verlebt, und daß ich bis heute kaum den Wunsch gehabt, ihr früheres Erleben näher zu kennen. Stets war nur von mir die Rede gewesen; meinen Kinder- und Jünglingsnöten hatte sie mit ihrer feinen Art teilnehmend gegenübergestanden. Mit dem Egoismus des Künstlers hatte ich diese einseitige Einstellung angenommen. Und heftig wie ich war, kostete es mich eine grausame Ueberwindung, daß ich nicht eben in diesem Augenblick das Verfaulme nachholen konnte. Aber ich war der Gastgeber und hatte die Pflicht, an der Unterhaltung teilzunehmen. Man sprach eben von einem Advokaten, der einen schwierigen und langwierigen Prozeß glänzend geführt hatte, und dem eine schöne Zukunft offen stand.

„Wissen Sie auch, Frau Suzanne, daß er im Begriff steht, die schöne Lucie Borel zu heiraten, die mit Ihnen studierte?“ fragte Marcel.

„Das wußte ich freilich nicht,“ gab Suzanne zu, und ein nachdenklicher Zug trat um ihren Mund.

Ich kannte die junge Dame von der Universität her. Sie war damals einem schwedischen Maler sehr nahe gestanden. In der kleinen Stadt hatte diese Verbindung nicht verborgen bleiben können, so daß Fräulein Borel gezwungen wurde, ihre Studien an einer ausländischen Hoch-

schule zu beenden. Diese kleine Begebenheit war der Grund, daß sie unserm Gedächtnis nicht ganz verschwunden war.

Es war unter uns ein junger Arzt, den wir alle seiner großen Ehrlichkeit wegen schätzten. Seine Sprechweise hatte etwas Suchendes, Tastendes, als gestatte er sich nicht, leichthin ein zufälliges Wort zu gebrauchen. Er ging nur wenig unter Menschen, einer Aufforderung von Suzanne aber folgte er stets. In ihrer Nähe wurde er beinahe gesprächig. Es war, als besäße sie den Schlüssel zu seinem Wesen. Er war einige Jahre älter als wir, und ein Zufall hatte uns seine Bekanntschaft vermittelt. Auf seine Frage wurde ihm der Sachverhalt mitgeteilt. Sein Gesicht wurde ernst und gesammelt. „Ist der Mann denn vorurteilslos genug,“ wandte er sich an Suzanne, „eine Frau zu heiraten, die, wie man zu sagen pflegt, eine Vergangenheit hat? Es muß viel Stärke in diesen beiden Naturen liegen. Denn es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß sich auf dem Wege des Verschweigens ein wirkliches Glück aufbauen läßt.“

Die Angeredete hob mit einem kurzen Entschluß den gesenkten Kopf und sagte mit ihrer schönen, hellen Stimme: „Und warum nicht auf diesem Wege, Doktor?“ Als sie unsere erstaunten Gesichter sah, fuhr sie hastig fort, indem nach und nach eine stete Röte ihr Gesicht überzog: „Ich meine immer, daß das Wesentliche darin liegt, wie ein Mensch mit einem Erlebnis fertig wird. Ob er kraftvoll einen Strich daruntersezen kann, wenn die Zeit gekommen, und sein Herz stark und unbeschädigt herüberrettet. Dann, scheint mir, habe jedes Erleben seine Berechtigung. Wenn nun Lucie aus ihrem Tun die Konsequenzen zog, wurde sie bestimmt ein reiferer Mensch. Durch Leiden kam sie zu einer höhern Auffassung des Lebens. Hat sie da nicht das Recht, weiter zu leben und zu lieben? Und hat sie nicht auch das Recht zu schweigen? Ganz gewiß hätte ihr Mann ein Bekennen nicht ertragen oder eine grausame Mühe, darüber hinwegzukommen. Zum vornehmerein würde jegliches Glück verdunkelt, wenn nicht zerstört.“

Suzanne schwieg. Ihre Augen glänzten. Ich erinnerte mich nicht, sie jemals so

gesehen zu haben. Sie hatte mit einer großen Sicherheit gesprochen, als hätte sie sich mit dem Problem schon stark beschäftigt. Verschiedene Meinungen wurden laut; Suzanne aber war aufgestanden, um, wie sie sagte, der Magd einen Auftrag zu geben. Ich verfolgte mit meinen Augen ihr helles Kleid so lange, bis es hinter einer Wegbiegung verschwand.

Henri legte mir die Hand auf die Schulter. „Ja, Mensch, sie ist fort.“ Er lachte kurz auf. „Ein verdammtes Glück hast du gehabt. Ob verdient oder nicht, wollen wir weiter nicht untersuchen. Uebrigens könnte ich den entwickelten Theorien deiner Frau ohne weiteres zustimmen. Aber lieber lasse ich es dabei bewenden. Da sieht man wieder,“ fuhr er fort, „wie sehr der alte Zopf an uns hängt. Wir spotten über das unbeschriebene Blatt und haben es verflucht ungern, wenn ein anderer schon Zeichen gegraben.“

Ich pflichtete ihm bei. „Siehst du,“ sagte ich, „die Frauen sind die tücknsten, vorurteilslosesten Theoretikerinnen. Hört man sie reden, so kann man ein Gefühl der scheuen Bewunderung und Angst nicht los werden. Ihre Taten aber haben damit nichts zu tun.“

In diesem Moment trat Suzanne wieder unter uns, und die Schönheit des jungen Weibes war im milden Licht des Mondes so groß, daß es sich wie Beflemmung auf meine Brust legte. Ich konnte es nicht fassen, daß sie mir gehörte, nur mir gehört hatte in all ihrer Süße und Lieblichkeit. Und ich nahm mir vor, sie bei der nächsten Gelegenheit zu fragen, ob ihr Leben vorher ebenso blutlos und ärmlich gewesen wie das meinige.

Es war spät geworden. Man rüstete sich schon zum Gehen, als der Arzt sich ein dringlich nochmals an die Gastgeberin wandte: „Wo aber, Frau Suzanne, bleibt bei Ihrer Theorie das Vertrauen, das schrankenlose Vertrauen? Wäre da nicht stets die Klippe, an der man sich zuletzt wundschlägt?“

Suzanne richtete ihre ernsten Augen auf den Frager und sagte nach kurzem Besinnen: „Haben Sie nie von Frauen gehört, die so vollkommen und restlos vergessen, was sie vergessen mußten? Dadurch können sie ohne sonderliche Mühe

dem Mann ihrer Neigung das erforderliche Vertrauen schenken.“

„Das ist gefährlich,“ sagte der junge Arzt ernst.

„Gewiß,“ gab Suzanne zu; „aber sie gehen vollkommen sicher, nach Art der Schlafwandlerinnen.“

Wir begleiteten die Gäste durch den Garten, und es war ein gut Stück über Mitternacht, als wir allein dem Hause zugeschritten. Sie hatte sich an meinen Arm gehängt. Ich zog sie fest an mich. „Du hast ja deinen Beruf verfehlt,“ scherzte ich, „man kennt sich doch in euch Frauen niemals aus.“

Sie lächelte seltsam. Ihre Finger verzupften achtlos die Rose an ihrem Kleid. Als sie meinen erstaunten Blick auffing, sagte sie leichthin: „Schade dafür. Aber ich bin todmüde, lasst uns schlafen gehen!“

* * *

Die Arbeit hatte mich wieder fieberhaft gepackt. Das Buch ging seinem Ende entgegen. Da fiel auf einmal die maßlos gesteigerte Energie zusammen, und eine schlimme Zeit begann damit für uns beide. Zweifel tauchten auf über das bereits Geschaffene, ich sah nichts als Irrtümer, und alles, was mir vor kurzem noch gut erschienen, dünkte mich auf einmal lächerlich. Mit selbstquälischer Heftigkeit sprach ich mir alle künstlerische Begabung ab, nannte mich einen leidlichen Dilettanten; es war die Hölle. Ich war gereizt und traurig, schroff und unglücklich, und Suzannes heitere Augen ruhten bekümmert und zärtlich auf mir. Eine gewisse Scheu hatte mir bisher nicht erlaubt, ihr die Arbeit vor deren Vollendung zu zeigen, ob schon ich ihr feines Verständnis, ihre erstaunliche Hellichtigkeit zur Genüge kannte. Eines Tages jedoch war sie so weit gediehen, daß ich sie in ihre Hände legen konnte. Ich hatte meine Ruhe lediglich wieder gefunden.

* * *

Am andern Morgen, wir lebten bereits in der Zeit der innigen Septembertage, kam sie in den Garten, mich zu suchen. Sie kam geradewegs auf mich zu und legte die Arme um meinen Hals. Ganz in der Nähe sah ich ihr liebes, aufgewühltes Gesicht.

„Und nun, bist du zufrieden mit mir?“ fragte ich stockend.

„O du mein großer, lieber Narr,“ brach es aus ihr heraus, „stolz bin ich auf dich; denn was du geschaffen, ist über alle Maßen schön und ergreifend.“

Da kam eine grenzenlose Bewegung über mich. „Erlöst, erlöst!“ sang es in mir. Die unermesslichste Schöpferfreude durchtobte mich, die alle Leiden und Qualen der vergangenen Wochen überströmte.

* * *

Der See lag vor uns. Eben begannen sich die ersten Frühnebel zu heben. Weiße Segel schwammen vereinzelt auf dem Wasser, einige Möven hoben sich hin und wieder zu ruhigem Fluge. Unser Boot lag leicht schaukelnd an der Kette. Ich nahm Suzanne in die Arme und trug die scherhaft Widerstrebende in das Schiff.

* * *

Sie hatte das Steuer losgelassen, und so trieben wir, wie es eben kam. Auch ich zog die Ruder ein und streckte mich aus auf dem Bretterboden. Mir war zumute wie einem gänzlich unbeschwertem Menschen, der aber weiß, wie es den Beladenen zumute ist. Die Nebelschleier hatten sich bei nahe ganz gehoben, eine unglaubliche Milde lag nun auf dem bläulichen Wasser.

* * *

„Wie lebt es sich gut, wenn man glücklich ist,“ sagte ich. „Man glaubt dann an einen ewigen Fortbestand in diesen Augenblicken allergrößten Glückes, auch wenn man hundertmal erfahren, daß auf die Höhe eine Tiefe folgt.“

„Solche Selbsttäuschungen sind wirklich liebenswürdig,“ meinte Suzanne, „Glück und Leid sind imaginäre Vorstellungen; aber was schadet es?“

„Etwas aber hat mit Einbildung nichts zu tun,“ widersprach ich eifrig, „es ist dies das Zusammengehörigkeitsgefühl zweier Menschen. Wenn alles wankt und fließt und von einer flüchtigen Stimmung abhängt, so ist dies ein sicherer Pol. Du lächelst, Suzanne. Laß mich dir erzählen. Vergangenen Winter, als der Schnee nicht weichen wollte und die Wolken grau und schwer am Himmel standen, liehest du mich

einer leidenden Freundin wegen einige Wochen allein. In jenen Tagen bin ich beinahe frant geworden vor lauter trostloser Langeweile. Die Arbeit ließ mich vollständig im Stich, ich saß vor dem Schreibtisch, starre vor mich hin, zählte die Blumen der Tapete, das Muster des Teppichs reizte mich zu den blödsinnigsten Berechnungen. Die Uhr tickte unaufhörlich: wozu, wozu, wozu. In jenen Tagen erschien mir das Leben so über alle Maßen trostlos, daß ich nicht begreifen konnte, was mir die Kraft gegeben, es so lange zu tragen und teilweise schön zu finden. Ich ging in den Garten, scheuchte einige Krähen auf bei meinem Kommen, die fräschend davonflogen. Ich beneidete sie, da sie nicht allein zu sein brauchten, und wurde plötzlich inne, daß es die grenzenlose Einsamkeit war, die mich dermaßen quälte, und daß du nur zu kommen brauchtest, um mich dem Leben zurückzugeben.

Die Einsamkeit ist das Schrecklichste, Suzanne. Die Einsamkeit ist die Hölle, und ich werde es nie vergessen, wie ich als junger Mensch eines Abends durch die Straßen von Paris ging, von einer derartigen Sehnsucht nach einem Menschen erfüllt, der zu mir gehörte, daß ich den einfachsten Arbeiter beneidete, der seinem Heim zustrebte. In einem öffentlichen Garten war ein Volkskonzert. Ich ging hinein, um nicht allein sein zu müssen. Ich, der ich die Menge sonst hasse, habe mich wie ein Dürstender unter die Leute gemischt, bis es mir klar wurde, daß die Einsamkeit unter vielem das Bitterste ist. Und ich bin eine drängende Sehnsucht nie ganz los geworden, bis ich dich gefunden.“

Mein Kopf lag in Suzannes Schoß. Grad über meinem Gesicht standen ihre Augen. Hin und wieder schnellte ein Fisch aus dem Wasser mit einem feinen Geräusch.

„Suzanne,“ begann ich wiederum, „scheint es dir nicht sonderbar, daß es Jahre gab, in denen wir nichts von einander wußten? O Suzanne, wenn ich daran denke, überkommt es mich wie Reue und Bitterkeit, denn es sind lauter verlorene Jahre, Monate und Stunden. Wie ertrugst du sie, Suzanne? Warst auch du einsam?“

Sie hatte bei meinen Worten den

Kopf in die Hände gestützt und es war als prüfe sie in Gedanken jene Zeit, nach der ich sie mit meinen Fragen gewiesen. Und wie ich sie ansah, war mir zu Mute wie einem Kind, das seine Mutter in ein Schiff steigen sieht und nicht weiß, wohin sie fährt, und nun am Ufer steht mit trostlos geöffneten Armen.

„Suzanne.“ Ich schrie es fast. Sie ließ die Hände sinken, und ihr Gesicht verlor seine Fremdheit. Sie war wieder bei mir.

„Suzanne,“ sagte ich nochmals, und in einer wilden Heftigkeit umschloß ich ihre beiden Hände, „du bist mit mir alle verborgenen Wege meiner Jugend gegangen. Ich aber bin in unverzeihlichem Egoismus an deinen Gärten vorübergeschritten. Mir genügte deine lichte Gegenwart. An dem Abend, als wir mit den Freunden im Garten tafelten, erkannte ich zum erstenmal deutlich das Maß meiner Vernachlässigung. Läßt mich gleich alles sagen, Liebe. An jenem Abend spürte ich zum erstenmal Eifersucht auf alles, was du ohne mich erlebt, auf dein Mädchendasein, das ich nicht kannte und auf jene Menschen, denen du damals nahe standest. Ja, siehst du, ich mußte mir beinahe Zwang antun, um dich nicht gleich vor allen Anwesenden zu fragen: Liebst du mich wirklich und wahrhaftig so grenzenlos und ausschließlich, wie ich dich liebe?“

„Du sonderbarer Mensch,“ sagte meine Frau weich, „nach drei Jahren glücklichen Beisammenseins verlangst du eine Liebeserklärung von mir. Fühlst du es denn nicht, wie innig ich dich liebe, wie sehr wir miteinander verwachsen sind? Wozu der Verjährungen? Ich bin in deiner Liebe so glücklich, wie ein Mensch es sein kann.“

Sie tauchte mit diesen Worten die Ruder ins Wasser und gab dem Bott einige kräftige Stöße, als wünsche sie das Gespräch abzubrechen. Aber mit einer eigenständigen Hartnäckigkeit, nach Art heftig Liebender, kam ich wieder auf meine Fragen zurück.

„Was dir im Grunde an mir launischem Gesellen gefällt, ist mir ja unverstehlich. Doch ich will es als ein schönes Geschenk des Schicksals hinnehmen. Aber

sage mir doch, liebste Frau, bin ich der einzige gewesen, der sich dieses Geschenkes rühmen darf? Siehe, ich bin heute vor lauter Freude ein großer Narr, der, wenn es überhaupt angeht, die Grenzen seiner Glückseligkeit noch weiter ausdehnen möchte.“

Ich zitterte beinahe, als ich Suzannes Hände noch fester preßte. „Suzanne, sage es mir, daß du mit der großen Liebe nur mich allein liebst.“ Ohne vorher die Antwort abzuwarten, fuhr ich wie im Fieber fort: „Die Gründe, mit denen du damals Lucie Borel verteidigtest, hätten mich erschreckt, wenn ich nicht genau gewußt hätte, daß du aus Güte für die nicht Anwesende so gesprochen. Aber siehst du, wenn ich jener Mann wäre, und die Geschichte einmal erfuhr, ich weiß nicht was geschähe. Mein Glück erhielte einen unheilbaren Riß.“

„Was sprichst du wild und sonderbar,“ sagte Suzanne mit einer tonlosen Stimme, und ihre Hand, die immer noch in der meinen lag, war ganz kalt. „Die Gründe, die ich damals anführte, sind heute noch meine Überzeugung und haben mit Rücksicht gegen das angegriffene Mädchen nichts zu tun.“

„Aber die andere Frage, Suzanne, die andere?“ drängte ich in sie. Trotz aller eigenen Erregung sah ich, wie ihr heiteres Gesicht wie ausgelöscht wurde. „Du,“ flüsterte sie leise, „welch ein Wahnsinn spricht aus dir? Sind wir jetzt nicht glücklich? Hat es dir nicht geschienen, als standest du auf dem Gipfel der Glückseligkeit? Schwindelt dir schon? Darf der Mensch nur so kurz verweilen?“ Ihre Stimme wurde eindringlicher: „Liebster, bist du nicht zufrieden, wenn ich dir schwöre, daß ich das Leben nur schwer ertrüge, wenn ich dich nicht hätte? Jeder Blutstropfen in mir ist dein, dir gehören meine Tage und meine Nächte, du vermagst mir alles Glück und auch jedes Leid zu bereiten. Genügt dir das immer noch nicht?“

In ihrem weißen Gesicht flehten die ernsten Augen.

„Es genügt mir nicht,“ murmelte ich, „denn ich glaube, daß ich vom Teufel besessen bin. Und wenn ich jetzt aller Seligkeit verlustig gehe, so mußt du mir

Antwort stehen. Gehörtest du, ehe du mich kanntest, einem andern Mann?".

Nie vergesse ich den verzweifelten Ausdruck ihres Gesichtes, als sie meine Frage bejahte. „Frage nicht weiter,“

sagte sie dann, und eine kalte Entschlossenheit lag in ihrer Stimme. Das ist unser beider unwürdig. „So wisse denn, daß ich in Lucie Borel mich selbst verteidigt habe.“

(Schluß folgt).

Sie.

Von Emmy Wulff, Zürich.

In der Nacht schleicht sie mit leisen weichen Schritten durch die Straßen.

Ihre Augen funkeln in der Dunkelheit, und die gelbe Seide ihres Gewandes knistert Verführung.

Seht ihr Sie?

Sie trägt eine Perlenschnur um die Stirne; aber die schwarzen Locken drängen sich widerwillig darüber hin und verdecken sie fast. Um ihren rubinroten Mund liegt ein Zug von Grausamkeit, und die weißen Zähne blitzen mit wollüstiger Schärfe zwischen den Lippen hervor, die ein leises eintöniges Lied summen. Es ist eine Melodie, die dem, der sie hört, die Sinne verwirrt, so daß er ihr nachgehen muß, daß er von ewiger Sehnsucht nach ihr verzehrt wird. Bis er ihren Händen verfällt, bis er ihr Sklave wird, bis sie ihn tötet mit dem Kuß ihrer rubinroten Lippen, bis sie sein Blut trinkt mit ihrem grausamen Munde.

Hütet euch vor ihr!

Die goldenen Spangen um ihre nackten weißen Fußgelenke flirren bei jedem

Schritt, und mit den seidnen Schuhen tritt sie achtlos in den Schmutz der Straße, und ihre Hand hält in den Falten des gelben Gewandes den diamantenbesetzten Griff eines scharfen Dolches.

Hütet euch vor ihr, ihr Knaben, die ihr noch nicht die verzehrende Glut der Liebe kennt!

In der Nacht schleicht sie mit leisen weichen Schritten durch die Straßen. — Hütet euch vor ihr, ihr Jünglinge, die ihr in zitternder Brust die noch schlummernde Leidenschaft trage. In der Nacht schleicht sie mit leisen weichen Schritten durch die Straßen —.

Hütet euch vor ihr, ihr Männer, die ihr den zügellosen Rausch der Sinne kennt, die ihr der müden Liebe eurer Frauen satt geworden seid. Hütet euch vor ihr!

In der Nacht schleicht sie mit leisen weichen Schritten durch die Straßen. Ihre Augen funkeln in der Dunkelheit, und die gelbe Seide ihres Gewandes knistert Verführung.

Pilgerin Seele

Irrt eine hohe Pilgerin
Zwischen Leben und Sterben den Weg dahin.

Nachdenklich manchmal steht sie still,
Sich auf ein Tiefes besinnen will.

Sie späht in der Vergangenheit Land...
Weit, weit verläuft der Weg im Sand.

Sie lauscht ins Schweigen der Zukunft hinaus...
Fernher schauert's wie Meeresgebraus.

Und weiter irrt die Pilgerin,
Weiß nicht woher, weiß nicht wohin.

Albert Fischli, Muttenz.